

Karl May (1842-1912), der „Großmystiker der deutschen Literatur“ (Arno Schmidt), definierte sich in seiner späten, symbolistischen Schaffensperiode als ‚Märchenerzähler‘. So finden sich in seinen weniger bekannten Spätwerken eine Fülle von teils gleichnishaften, teils visionären Geschichten, die von May als ‚Märchen‘ oder ‚Sagen‘ charakterisiert wurden. Eine Auswahl dieser bildhaften, wuchtigen Texte tritt in ‚Märchen und Visionen‘ in einen künstlerischen Dialog mit Fotografien von Timm Stütz (\*1938), einem international bekannten Fotografen, ausgezeichnet mit dem Titel ‚Excellence‘ der Fédération Internationale de l’Art Photographique.

MÄRCHEN UND VISIONEN

KARL-MAY-VERLAG

KARL-MAY-VERLAG



# KARL MAY

## MÄRCHEN UND VISIONEN

Fotografien von Timm Stütz  
Herausgegeben von Hartmut Wörner



Karl May (1842 - 1912)

Karl May

Märchen und Visionen



KARL - MAY - VERLAG  
BAMBERG · RADEBEUL

## Inhalt

Zum Verständnis	13
Das Märchen von Sítara	17
Am Jenseits	34
Das ‚hohe Haus‘	78
Die Erschaffung des ‚Bergle‘	100
Besuch im ‚Paradies‘	120
Die Sage vom eingemauerten Teufel	142
Das Tauchergleichnis	149
Die Ahnengalerie	154
Die Sage vom verschwundenen Fluss	166
Das Gleichnis der Niagara-Fälle	174
Die eingestürzte Landbrücke	182





Das Märchen sagt, was es zu sagen hat;  
Ob ihr es hört, das ist nur eure Sache.

Babel und Bibel  
Karl May

## Zum Verständnis

Karl May (1842 – 1912) faszinierte Generationen von Lesern mit seinen phantasievollen Abenteuererzählungen und schuf legendäre Helden wie Old Shatterhand und Winnetou. In seiner letzten Schaffensphase versuchte May mit einem neuen literarischen ‚Programm‘ sein Image als Unterhaltungs- und Jugendschriftsteller abzuschütteln. Er schuf komplexe symbolistische Romane von großer Bildkraft, die aber weder zu seinen Lebzeiten noch danach eine breite Leserschicht erreichten.

Das Credo seines gesamten Werks beschrieb der späte May mit dem Wort „Hakawati“, zu deutsch: Märchenerzähler. Diese Bezeichnung steht für das Anliegen, mit künstlerischer Phantasie die Seele seiner Leser anzusprechen, um ihnen Anstöße zur Entwicklung zu einer humanen Haltung der Nächstenliebe zu geben. Von der schrittweisen Herausbildung des ‚Edelmenschen‘ erwartete der Pazifist May auch eine Aufhebung der Zersplitterung der Menschheit und damit die Lösung der gesellschaftlichen und politischen Probleme.

Welche Bedeutung May der Kunstform des Märchens in diesem Kontext beimaß, zeigen folgende Ausführungen in seinem Vortrag ‚Sitara, das Land der Menschheitsseele, ein orientalisches Märchen‘, den er am 8.12.1909 in Augsburg hielt:

„Was ist ein Märchen?

*Es gibt irdische Wahrheiten und es gibt himmlische Wahrheiten. Die irdischen sind nicht schwer zu begreifen und nicht schwer innerlich zu verarbeiten. Die Wissenschaft, die auch ich hochachte, ist stets bemüht, sie derart zu begründen und zu beweisen, dass es unmöglich wird, sie zu bezweifeln. Die Wahrheiten aber, die an den Strahlen der Sterne vom Himmel zu uns niedersteigen, finden nicht so leicht und nicht so schnell das Verständnis, welches ihnen gebührt. Sie sind ja erdenfremd, und Fremde, besonders geistig oder seelisch Fremde, weist der gewöhnliche Mensch gerne von seiner Tür. Auch ist es überhaupt nicht jedermanns Sache, die Wahrheit bei sich aufzunehmen und sich von ihr in seiner falschen, trügerischen Behaglichkeit und Bequemlichkeit stören zu lassen. Kehrt so eine überall abgewiesene himmlische Wahrheit zu dem zurück, von dem sie ausgegangen ist, zu Gott dem Herrn, so lächelt er ihr gütig zu, nennt ihr den Namen eines Dichters, der wirklich Dichter ist, und spricht:*

*„Steig wieder hinab und bitte ihn, dich in das unscheinbare Gewand des Märchens zu kleiden. Dann wird man dir allüberall nicht nur die Türen, sondern auch die Herzen öffnen. Und wo du kommst, und wo du gehst, wird dich der Sieg auf deiner Fahrt begleiten!“*

Die Kunstform des Märchens ist also für Karl May der Träger einer spirituellen Botschaft, die direkt zum Menschen sprechen und ihn zum Göttlichen führen soll. Die Botschaften des

„Märchen von Sítara“, das May seiner Autobiographie ‚Mein Leben und Streben‘ von 1910 als symbolische Interpretation seiner Biographie und seiner Literatur voranstellte, und der gleichnishaften, visionären Texte, die er ab 1899 in seine Romane einstreute, sind nach wie vor aktuell. Sie können auch im 21. Jahrhundert Menschen ansprechen und ihnen – als Gegenkonzept zur Logik der Konkurrenz, zu intoleranter Abgrenzung und zur ‚Konfliktlösung‘ durch Gewalt – Impulse zur Humanisierung vermitteln.

Die Modernität der tiefgründigen, metaphysisch aufgeladenen Texte Mays wird in diesem Buch besonders deutlich durch einen ‚Dialog‘ mit der modernen Fotografie. Mays Märchen ‚begegnen‘ hier der Kunst eines Fotografen unserer Zeit: Timm Stütz fängt, inspiriert vor allem durch Henri Cartier-Bresson (1908 – 2004), mit seinen Bildern die ungeschminkte Wirklichkeit des Lebens ein. Es geht in seiner Kunst darum, „das Leben und nichts anderes“ zu zeigen, „unwiederholbare Augenblicke“ einzufangen. Aber auch Surrealismus ist ihm nicht fremd. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint dieser Ansatz in diametralem Gegensatz zu Mays literarischer Suche nach ‚ewigen Werten‘ zu stehen. Der Leser und Betrachter dieses Buches wird jedoch erfahren, dass sich in ihm zwei zutiefst durch die Liebe zum Menschen inspirierte Künstler ‚begegnen‘, deren kreatives Schaffen sich in Ausdruck und Ästhetik wechselseitig erklärt und befruchtet.

Hartmut Wörner



Hakawati ...

## Das Märchen von Sítara

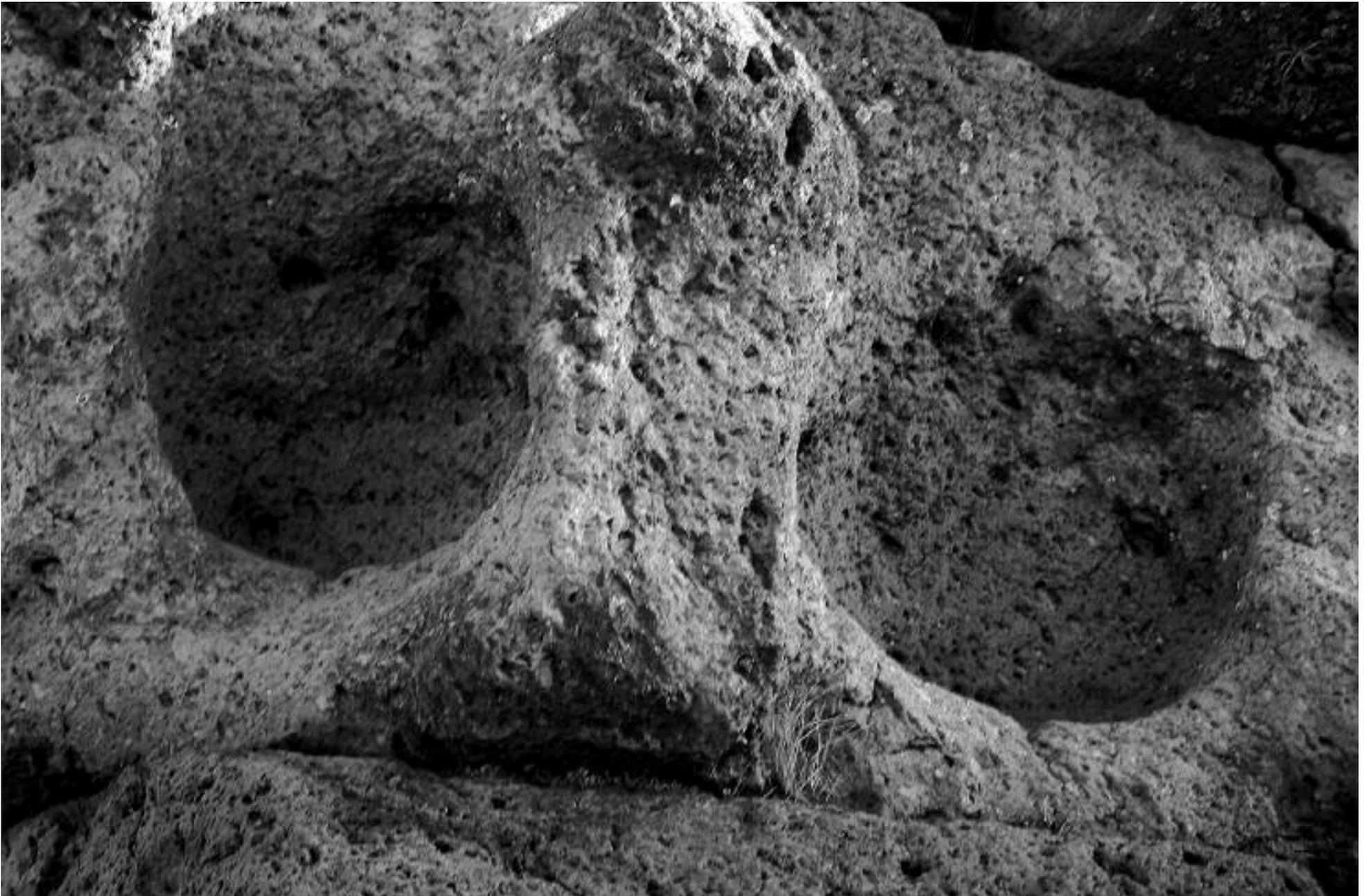
*Karl May leitete seine Autobiographie ‚Mein Leben und Streben‘ (1910) mit einem Märchen ein, das sein Programm als Weltanschauungsschriftsteller verdeutlicht: das Streben nach einer Läuterung der einer Logik der egoistischen Gewalt verhafteten ‚Normalmenschen‘ (Ardistan) zu einer auf Nächstenliebe fußenden wahren Humanität (Dschinnistan).*

Wenn man von der Erde aus drei Monate lang geraden Weges nach der Sonne geht und dann in derselben Richtung noch drei Monate lang über die Sonne hinaus, so kommt man an einen Stern, welcher Sitara heißt. Sitara ist ein persarabisches Wort und bedeutet eben „Stern“.

Dieser Stern hat mit unserer Erde viel, sehr viel gemein. Sein Durchmesser ist 1700 Meilen und sein Aequator 5400 Meilen lang. Er dreht sich um sich selbst und zugleich auch um die Sonne. Die Bewegung um sich selbst dauert genau einen Tag, die Bewegung um die Sonne ebenso genau ein Jahr, keine Sekunde mehr oder weniger. Seine Oberfläche besteht zu einem Teile aus Land und zu zwei Teilen aus Wasser. Aber während man auf der Erde bekanntlich fünf Erd- oder Weltteile zählt, ist das Festland von Sitara in anderer, viel einfacherer Weise gegliedert. Es hängt zusammen. Es bildet nicht mehrere Kontinente, sondern nur einen einzigen, der in ein sehr tiefgelegenes, sumpferiches Niederland und ein der Sonne kühn entgegentrebendes Hochland zerfällt, welche beide durch einen schmälern, steil aufwärtssteigenden Urwaldstreifen mit einander

verbunden sind. Das Tiefland ist eben, ungesund, an giftigen Pflanzen und reißenden Tieren reich und allen von Meer zu Meer dahinbrausenden Stürmen preisgegeben. Man nennt es Ardistan. Ard heißt Erde, Scholle, niedriger Stoff, und bildlich bedeutet es das Wohlbehagen im geistlosen Schmutz und Staub, das rücksichtslose Trachten nach der Materie, den grausamen Vernichtungskampf gegen alles, was nicht zum eigenen Selbst gehört oder nicht gewillt ist, ihm zu dienen. Ardistan ist also die Heimat der niedrigen, selbstsüchtigen Daseinsformen und, was sich auf seine höheren Bewohner bezieht, das Land der Gewalt- und Egoismusmenschen. Das Hochland hingegen ist gebirgig, gesund, ewig jung und schön im Kusse des Sonnenstrahles, reich an Gaben der Natur und Produkten des menschlichen Fleißes, ein Garten Eden, ein Paradies. Man nennt es Dschinnistan. Dschinni heißt Genius, wohlthätiger Geist, segensreiches unirdisches Wesen, und bildlich bedeutet es den angeborenen Herzenstrieb nach Höherem, das Wohlgefallen am geistigen und seelischen Aufwärtssteigen, das fleißige Trachten nach allem, was gut und was edel ist, und vor allen Dingen die Freude am Glücke des Nächsten, an der Wohlfahrt aller derer, welche der Liebe und der Hilfe bedürfen. Dschinnistan ist also das Territorium der wie die Berge aufwärtsstrebenden Humanität und Nächstenliebe, das einst verheißene Land der Edelmenschen.

Tief unten herrscht über Ardistan ein Geschlecht von finster denkenden, selbstsüchtigen Tyrannen, deren oberstes Gesetz



in strenger Kürze lautet: Du sollst der Teufel deines Nächsten sein, damit du dir selbst zum Engel werdest! Und hoch oben regierte schon seit undenklicher Zeit über Dschinnistan eine Dynastie großherziger, echt königlich denkender Fürsten, deren oberstes Gesetz in beglückender Kürze lautet: Du sollst der Engel deines Nächsten sein, damit du nicht dir selbst zum Teufel werdest!

Und so lange dieses Dschinnistan, dieses Land der Edelmenschen, besteht, ist ein jeder Bürger und eine jede Bürgerin desselben verpflichtet gewesen, heimlich und ohne sich zu verraten der Schutzengel eines resp. einer andern zu sein. Also in Dschinnistan Glück und Sonnenschein, dagegen in Ardistan ringsum eine tiefe, seelische Finsternis und der heimliche weil verbotene Jammer nach Befreiung aus dem Elende dieser Hölle! Ist es da ein Wunder, dass da unten im Tieflande eine immer größer werdende Sehnsucht nach dem Hochlande entstand? Dass die fortgeschrittenen unter den dortigen Seelen sich aus der Finsternis zu befreien und zu erlösen suchen? Millionen und Abermillionen fühlen sich in den Sümpfen von Ardistan wohl. Sie sind die Miasmen gewohnt. Sie wollen es nicht anders haben. Sie würden in der reinen Luft von Dschinnistan nicht existieren können. Das sind nicht etwa nur die Aermsten und Geringsten, sondern grad auch die Mächtigsten, die Reichsten und Vornehmsten des Landes, die Pharisäer, die Sünder brauchen, um gerecht erscheinen zu können, die Vielbesitzenden, denen arme Leute nötig sind, um ihnen als Folie

zu dienen, die Bequemen, welche Arbeiter haben müssen, um sich in Ruhe zu pflegen, und vor allen Dingen die Klugen, Pfiffigen, denen die Dummen, die Vertrauenden, die Ehrlichen unentbehrlich sind, um von ihnen ausgebeutet zu werden. Was würde aus allen diesen Bevorzugten werden, wenn es die Andern nicht mehr gäbe? Darum ist es Jedermann auf das allerstrengste verboten, Ardistan zu verlassen, um sich dem Druck des dortigen Gesetzes zu entziehen. Die schärfsten Strafen aber treffen den, der es wagt, nach dem Lande der Nächstenliebe und der Humanität, nach Dschinnistan zu flüchten. Die Grenze ist besetzt. Er kommt nicht durch. Er wird ergriffen und nach der „Geisterschmiede“ geschafft, um dort gemartert und gepeinigt zu werden, bis er sich vom Schmerz gezwungen fühlt, Abbitte leistend in das verhasste Joch zurückzukehren.

Denn zwischen Ardistan und Dschinnistan liegt Märdistan, jener steil aufwärtssteigende Urwaldstreifen, durch dessen Baum- und Felsenlabyrinth der unendlich gefahrvolle und beschwerliche Weg nach oben geht. Märd ist ein persisches Wort; es bedeutet „Mann“. Märdistan ist das Zwischenland, in welches sich nur „Männer“ wagen dürfen; jeder Andere geht unbedingt zu Grunde. Der gefährlichste Teil dieses fast noch ganz unbekanntes Gebietes ist der „Wald von Kulub“. Kulub ist ein arabisches Wort; es bedeutet die Mehrzahl des deutschen Wortes „Herz“. Also in den Tiefen des Herzens lauern die Feinde, die man, einen nach dem andern, zu besiegen hat, wenn man aus Ardistan nach Dschinnistan entkommen will.



Und mitten in jenem Walde von Kulub ist jener Ort der Qual zu suchen, von dem es in „Babel und Bibel“, Seite 78, heißt:  
 „Zu Märdistan, im Walde von Kulub  
 Liegt einsam, tief versteckt, die Geisterschmiede.“

„Da schmieden Geister?“

„Nein, man schmiedet sie!  
 Der Sturm bringt sie geschleppt, um Mitternacht,  
 Wenn Wetter leuchten, Tränenfluten stürzen.  
 Der Hass wirft sich in grimmiger Lust auf sie.  
 Der Neid schlägt tief ins Fleisch die Krallen ein.  
 Die Reue schwitzt und jammert am Gebläse.  
 Am Blocke steht der Schmerz, mit starrem Aug  
 Im rußigen Gesicht, die Hand am Hammer.  
 Da, jetzt, o Scheik, ergreifen dich die Zangen.  
 Man stößt dich in den Brand; die Bälge knarren.  
 Die Lohe zuckt empor, zum Dach hinaus,  
 Und alles, was du hast und was du bist,  
 Der Leib, der Geist, die Seele, alle Knochen,  
 Die Sehnen, Fibern, Fasern, Fleisch und Blut,  
 Gedanken und Gefühle, alles, alles  
 Wird dir verbrannt, gepeinigt und gemartert  
 Bis in die weiße Glut — — —“

„Allah, Allah!“

„Schrei nicht, o Scheik! Ich sage dir, schrei nicht!  
 Denn wer da schreit, ist dieser Qual nicht wert,  
 Wird weggeworfen in den Brack und Plunder  
 Und muss dann wieder eingeschmolzen werden.  
 Du aber willst zum Stahl, zur Klinge werden,  
 Die in der Faust der Parakleten funkelt.  
 Sei also still!

Man reißt dich aus dem Feuer — —  
 Man wirft dich auf den Amboss — — hält dich fest.  
 Es knallt und prasselt dir in jeder Pore.  
 Der Schmerz beginnt sein Werk, der Schmied, der Meister.  
 Er spuckt sich in die Fäuste, greift dann zu.  
 Hebt beiderhändig hoch den Riesenhammer — — —  
 Die Schläge fallen. Jeder ist ein Mord,  
 Ein Mord an dir. Du meinst, zermalmt zu werden.  
 Die Fetzen fliegen heiß nach allen Seiten.  
 Dein Ich wird dünner, kleiner, immer kleiner,  
 Und dennoch musst du wieder in das Feuer — —  
 Und wieder — — immer wieder, bis der Schmied  
 Den Geist erkennt, der aus der Höllenqual  
 Und aus dem Dunst von Ruß und Hammerschlag  
 Ihm ruhig, dankbar froh entgegenlächelt.  
 Den schraubt er in den Stock und greift zur Feile.  
 Die kreischt und knirscht und frisst von dir hinweg  
 Was noch — — —“



„Halt ein! Es ist genug!“

„Es geht noch weiter, denn der Bohrer kommt,  
Der schraubt sich tief ---“

„Sei still! Um Gottes willen!“

u. s. w. u. s. w.

So also sieht es in Märdistan aus, und so also geht es im Innern der „Geisterschmiede von Kulub“ zu! Jeder Bewohner des Sternes Sitara kennt die Sage, dass die Seelen aller bedeutenden Menschen, die geboren werden sollen, vom Himmel herniederkommen. Engel und Teufel warten auf sie. Die Seele, welche das Glück hat, auf einen Engel zu treffen, wird in Dschinnistan geboren, und alle ihre Wege sind geebnet. Die arme Seele aber, welche einem Teufel in die Hände fällt, wird von ihm nach Ardistan geschleppt und in ein um so tieferes Elend geschleudert, je höher die Aufgabe ist, die ihr von oben mitgegeben wurde. Der Teufel will, sie soll zu Grunde gehen, und ruht weder bei Tag noch bei Nacht, aus dem zum Talent oder gar Genie Bestimmten einen möglichst verkommenen, verlorenen Menschen zu machen. Alles Sträuben und Aufbäumen hilft nichts; der Arme ist dem Untergange geweiht. Und selbst wenn es ihm gelänge, aus Ardistan zu entkommen, so würde er doch in Märdistan ergriffen und nach der Geisterschmiede geschleppt, um

so lange gefoltert und gequält zu werden, bis er den letzten Rest von Mut verliert, zu widerstreben.

Nur selten ist die Himmelskraft, die einer solchen nach Ardistan geschleuderten Seele mitgegeben wurde, so groß und so unerschöpflich, dass sie selbst die stärkste Pein der Geisterschmiede erträgt und dem Schmiede und seinen Gesellen aus dem Dunst von Ruß und Hammerschlag ruhig dankbar froh entgegenlächelt. Einer solchen Himmelstochter kann selbst dieser größte Schmerz nichts anhaben, sie ist gefeit; sie ist gerettet. Sie wird nicht vom Feuer vernichtet, sondern geläutert und gestählt. Und sind alle Schlacken von ihr abgesprungen, so hat der Schmied von ihr zu lassen, denn es ist nichts mehr an ihr, was nach Ardistan gehört. Darum kann weder Mensch noch Teufel sie mehr hindern, unter dem Zorneschrei des ganzen Tieflandes nach Dschinnistan emporzusteigen, wo jeder Mensch der Engel seines Nächsten ist.

Aus: Mein Leben und Streben. Selbstbiographie. Freiburg 1910.



*Kara Ben Nemsí ist auf seiner Reise im ‚Reiche des silbernen Löwen‘ (Persien) zu Gast in einem fruchtbaren Tal, das vom Stamm der Dschamikun bewohnt wird, dessen geistiger Führer ein alter Weiser, genannt Ustad, ist. Dort erblickt Kara eine Ruine, in deren Architektur sich die spirituelle Entwicklung der Menschheit spiegelt.*

## Das ‚hohe Haus‘

Die Sonne stand jetzt fast im Scheitelpunkte; also lag das Innere des Tempels, durch welchen ein reger Lufthauch strich, in kühlem Schatten. Ich lehnte mich an die Außenseite der Säule und ließ mein Auge rundum wandern gehen.

Im Osten schlossen sich die Berge bis auf jene Lücke, welche den Weg nach dem Hasen- und Kurierpass offen ließ. Im Norden ragten himmelhoch die stillen, ernsten Gipfel, die durch Nadel- und dann Laubwald, immer wilder werdend, zu den Gärten und mit diesen bis mitten in den Duar hinabstiegen. Im Süden stand ich hier auf frommer Höhe, und im Westen trat das „hohe Haus“, den Blick gefangen nehmend, aus dem mächtigen Massiv der schweren Felsenwand hervor.

Tief unten lag der See. Da die Sonne fast senkrecht über ihm stand, so strahlte er in jenem köstlichen, adularen Blauweiß, welches den ceylonischen Mondsteinen eigen war, die mir in den Juwelenläden von Colombo zum Kaufe angeboten wurden. Auf dem Hauptwege des Duar herrschte reges Leben. Die Bewohner begannen, ihre Häuser und Zelte zu verlassen, um zum Beit-y-Chodeh emporzusteigen. Die Frauen und



Mädchen trugen in malerischer Weise auf den Köpfen oder Schultern Tongefäße oder selbstgeflochtene Körbe mit Blumen und den Speisen, welche mitzunehmen waren. Die sich nicht, wie sonst im Oriente, absondernden Männer gingen ihnen würdevoll zur Seite. Die Kinder füllten, stets in lebhafter Bewegung, sämtliche Lücken aus. Das waren nicht die langsamen, schweren, melancholischen und nur selten eine Miene verziehenden Puppen, als welche im Morgenlande sich so oft die Kinder zeigen! Auch ein Teil der Tierwelt war mit in Bewegung, denn man hatte für frische Milch zu sorgen; die deshalb mitzunehmenden Kühe und Ziegen waren mit grünen Zweigen geschmückt, und manche von ihnen trugen bunte Sträuße auf den Hörnern. Waffen sah ich nicht. Es war ein Bild der Eintracht und des Friedens.

Das alles erfasste ich mit einem kurzen Blicke. Dann lenkte ich meine Aufmerksamkeit dem „hohen Hause“ zu. Was ich in Tiflis Manier von dem Gespräche des Ustad mit dem Fremden über dieses Haus gehört hatte, das sah ich nun vor meinen Augen liegen. Es war einiges dabei gewesen, was ich nicht verstehen konnte; nun aber begriff ich es sofort. Ja; der Ustad hatte recht gehabt: ich sah eine in Stein laut tönende Predigt der Jahrtausende vor mir liegen. War sie hässlich, war sie schön? Das fragte ich mich nicht. Ich sah und hörte sie zu mir herüberklingen, in Tönen, die so gewaltig waren, dass für Stillfragen weder Zeit noch Raum in mir gefunden wurde. Die Wirkung war da; was kümmerte mich der Stil!

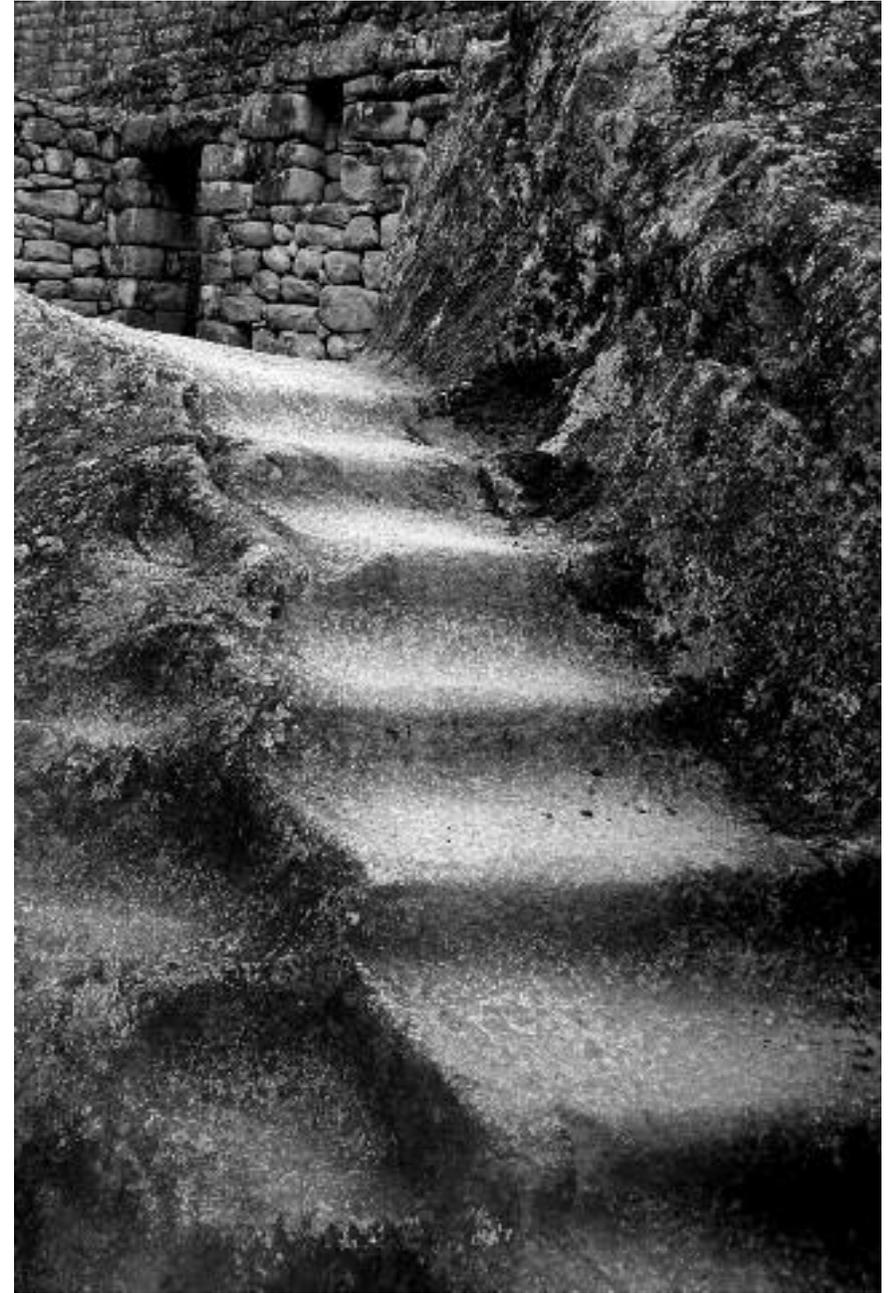
Was sind die altindischen Tempel? Die ägyptischen Pyramiden? Die mittelamerikanischen Teocalli? Gewaltige Menschenwerke, welche der Zerstörung bis heutigen Tages trotzen, ja. Doch reden sie zu uns von einer gewissen, ganz bestimmten Zeit in einem ebenso gewissen, ganz bestimmten Tone. Hier aber lag ein Bau vor mir, zu dem in unberechenbarer Vorzeit der Grund gelegt worden war; die später Gekommenen hatten ihn fortgesetzt, und heut sah ich, dass er noch fortzusetzen war. Also kein Ueberrest aus einer vergangenen, besonderen Epoche, sondern ein steinernes Kalenderwerk von Anbeginn bis auf die Gegenwart, mit Raum auch noch für die zukünftige Zeit!

Von Anbeginn?

Ja, von Anbeginn! Denn die lange, untere, massive, viele, viele Meter hohe und bis in das Innere des Berges reichende Mauer hatte kein anderer als nur der gegründet, der von Anfang war! Waren vielleicht die höheren Teile dann ihm geweiht gewesen? Wie hieß hierauf der Mensch, der mächtige, dem diese Riesenmauer noch zu niedrig gewesen war? Vielleicht Olor, der sagenhafte? Oder war es Hasisadra, von dem man sagt, dass er zur Zeit der Sündflut dort König gewesen sei? Hatte er das Nahen der Flut geahnt und baute höher, um sich vor ihr zu schützen? Oder ging der Geist des ersten Brudermordes, Kains Gespenst, im Lande um? Musste der Mensch sich von den Menschen durch Mauern trennen, die selbst für Giganten unersteigbar waren? Denn die Riesenquader, welche ich auf Gottes Fundament an- und übereinandergefügt sah, hatten



Musste der Mensch sich von den Menschen durch Mauern trennen ... ?



... so hatte früher wohl ein steinerner Gangweg hinaufgeführt.

wenigstens dieselben Dimensionen, wie die weltberühmten Mauersteine, welche die Umfassungsmauer von Baalbeck bildeten. Ich selbst bin, um ihn auszuschreiten, dort auf einen Block gestiegen, den man Chadschar el Hubla nennt, und habe ihn über einundzwanzig Meter lang, mehr als vier Meter hoch und genau vier Meter breit gefunden. Und hier am „hohen Hause“ zählte ich sechs Lagen solcher Steine. Sie waren nicht durch Mörtel, sondern durch ihre eigene Schwere miteinander verbunden und hatten so fein und genau geschliffene Seiten, dass von da aus, wo ich stand, selbst nach verflossenen Jahrtausenden die Fugen nicht überall deutlich zu erkennen waren. In gleicher Höhe mit ihnen lagen in den Seiten des Berges die Brüche, denen man diese Kolosse entnommen hatte. Sie waren dunkel, fast schwarz gefärbt. Welche Art von Gestein, das konnte ich natürlich von so weit aus nicht bestimmen.

Was für Innenräume waren durch diese Quader wohl nach außen abgeschlossen worden? Es gab in gewissen Zwischenräumen Oeffnungen, um Luft und Licht den Zutritt zu gestatten. Ich war sehr wissbegierig, zu erfahren, ob man noch heut von oben da hinuntersteigen könne. Da die Treppe eine spätere Erfindung ist, so hatte früher wohl ein steinerner Gangweg hinaufgeführt. War ein solcher doch sogar bis fast auf die Spitze des babylonischen Turmes, natürlich in Spiralen, angelegt gewesen! Jene Zeit verwendete kolossale Kräfte auf den Gebrauch kolossaler Mittel. Waren die Zwecke entsprechend groß? Wer will und kann die Antwort übernehmen?

Diese Riesenquadermauer erreichte nicht die volle Breite des Felsenfundamentes. Es war überhaupt jedes folgende Stockwerk schmaler als das vorhergehende gebaut, dafür aber mehr artikuliert. Je mehr der Geist den Stoff beherrscht, desto weniger ist von dem letzteren zu gleichem Zwecke nötig. Die obere Lage der Steine war etwas vorgerückt, vielleicht den sechsten Teil von ihrer Breite. Dadurch war der Abschluss erreicht worden, der zugleich als Brüstung für das jedenfalls glatte Dach gedient hatte.

Welchem Zwecke hatte dieser zyklopische Bau gedient? Der Verehrung des großen, einzig-einen El, dessen Name in so vielen Gottesnamen wiederklingt? Warum ihm, dem „Allanwesenden“ und „Nieverschwindenden“ diese unzerstörbaren Felsenblöcke auf unwandelbarer, von der Natur selbst hergestellter Unterlage?

Wie lange wohl hatte das obere Dach dieses Souterrain, wie ich es nennen will, das Sonnenlicht geschaut? Wer kann es sagen! Dann waren andere gekommen und hatten weitergebaut. Die folgende Etage war, wie bereits erwähnt, schmaler; auch trat sie etwas zurück, um eine Vorhalle bilden zu können. Auch sie bestand aus schweren Werkstücken, welche teils dem schon angegebenen, teils den darüberliegenden Brüchen entnommen waren. Das Material der letzteren hatte hellere Farbe. Darum schaute die Etage nicht so sehr tiefenst, fast drohend wie das Erdgeschoß zu mir herüber. Sie war nicht hoch, zeigte dafür aber schon das Bestreben der Gliederung und des figuren-



bildenden Meißels. Die vordere Seite wurde nicht von einer kompakten Mauer gebildet, sondern von starken, breiten, un-  
gemein tragfähigen Pfeilern, deren Zwischenräume dem Sonnenlicht direkten Zutritt gewährten. Der Abschluss über ihnen ließ schon den Versuch zur Bogenlinie sehen. Die beiden Pfeiler, welche den Haupteingang bildeten, fielen mir ganz besonders auf. Es traten aus ihnen zwei höchst eigenartige Hochreliefs hervor, welche sitzende Figuren bildeten, an denen die Zeit leider nicht schonend vorübergegangen war. Doch konnte man noch recht wohl erkennen, dass es sich um die Darstellung eines Wesens handelte, dessen Personifizierung vier Gesichter hatte. Durfte ich diese Figuren nur als Andeutung der Himmelsrichtung, der vier Winde betrachten? Ganz gewiss nicht. Wer wurde mit vier Gesichtern abgebildet? Brahma. Aber ihm direkt war doch nie ein Tempel geweiht! Und die Reste, welche von der einstigen Vorhalle noch übrig waren, deuteten auf das alte Persien, nicht aber nach Indien hin. Sie war von einem auf leichteren Pfeilern ruhenden Dach überdeckt gewesen. Wahrscheinlich hatte es den Himmel darstellen sollen. Es war längst eingefallen, und von den Pfeilern standen nur noch zwei, deren Knäufe menschlichen Köpfen mit Hals und Schultern glichen. Von den letzteren gingen nach den Seiten Flügel aus, um das Architrav zu bilden. Geflügelte Wesen! Sollte diese Meißelarbeit auf die Strahlenflügel schlagenden Amschaspands deuten, welche nach altiranischem Glauben den Himmel bevölkerten und im Sonnenlichte zur Erde nieder-

schwebten, um die Wünsche der Menschen im Gebete zu Gott emporzutragen?

Man darf heutzutage kaum mehr von den Engeln reden, obgleich sogar in der Bibel zu wiederholten Malen und deutlich genug von ihnen erzählt und gesprochen wird. Warum? Der eine versteht unter ihnen wirklich existierende Geschöpfe Gottes; der andere lässt sie nur als Personifikationen gewisser Kräfte oder Eigenschaften gelten. Welcher von beiden hat recht? Aber wer gab dem anderen die Erlaubnis, über den beglückenden Kindesglauben des einen zu zürnen? Und von wem wurde diesem einen der Auftrag, dem anderen zu verbieten, die Ursachen und Wirkungen im Bereiche der irdischen Natur zu poetischen Gestalten zu verklären? Die heilige Schrift bedient sich beider Anschauungsweisen. Sie erzählt von persönlich auftretenden Engeln, und sie spricht von Winden und Feuerflammen, die sie Engel nennt. Nur der Mensch allein ist es, der da ewig deutelt!

Abermals zurücktretend und wieder etwas schmaler folgte nun ein zweietagiges Geschoß. Es stellte sich, obgleich aus hellerem Material gebaut, nichts weniger als freundlich dar. Es hatte nur oben Fensteröffnungen, nicht aufrecht stehend, sondern waagrecht liegend, als solle jeder Blick von außen her abgewiesen werden. Wie schmal, wie niedrig sie doch waren! Und unten gab es nur eine ebenso schmale Tür, deren Oberschwelle von zwei steinernen Tafeln gebildet wurde. Sie hatten eine Schrift enthalten, welche man wahrscheinlich noch jetzt entziffern

konnte, doch sah ich, dass sie durch einen quer darübergehenden Riss wie ausgestrichen worden war. Sie hatten nicht Festigkeit genug gehabt, den Druck von oben auszuhalten. Dieser Bau sah ganz so aus, als müsse sein Bewohner jeden Augenblick aus der engen Tür treten, um in alle Welt hinauszurufen: „Dass sich mir niemand nahe! Ich bin der Auserwählte von Anfang an und werde es ewig bleiben!“ Auf dem Vorhofe sah es wüst aus. Auf Haufen von Schutt und Scherben wucherte dichtes Unkraut. Besonders vor der Tür waren die Disteln und Stechrankens so undurchdränglich geworden, dass der erwähnte imaginäre Bewohner am besten drinzubleiben und zu schweigen hatte. Ueppige Dornen wanden sich auch um den Ueberrest eines steinernen Gebäudes, dessen Gestalt ich also nicht erkennen konnte. Es schien eine Säule zu sein, die sich in sieben Arme geteilt hatte. War es vielleicht ein Kandelaber gewesen? Aber die Arme hatten einander nicht gekreuzt gegenübergestanden, sondern ihre noch vorhandenen Stümpfe zeigten, dass sie nebeneinander, also in gleicher Fläche, emporgerichtet gewesen waren. Wo gibt oder gab es solche Leuchter? Wem war das siebenfache Licht verlöscht, als jener Riss dort an der Thür quer über die beiden Tafeln ging? Hatte der „allanwesende El“ da unten im Erdgeschoß nicht Macht genug besessen, die Leuchter hier oben zu schützen? Oder hatte man sein vergessen gehabt, grad so, wie man das Vermächtnis dessen vergaß, der einst in Chaldäa sein wirklich Auserwählter gewesen war?



Auf dem Vorhofe sah es wüst aus.

Jede der bisherigen Etagen hatte, wenn nicht einen besonderen Stil, so doch wenigstens Einheitlichkeit. Nun aber kam ein Geschoss, welches nur das Einheitliche besaß, dass die Gesamtfassade aus einem und demselben Material bestand. Dies war ein weißlichgrauer, dichter Kalkstein, vermengt mit den Ueberresten fossiler Organismen, Schnecken, Muscheln und Korallen. Das Bauwerk erhielt durch diese hellere Färbung, welche auch die in gleicher Höhe liegenden Brüche zeigten, ein freundliches, beinahe einladendes Aussehen; leider aber wurde dieser gute Eindruck fast vollständig dadurch aufgehoben, dass es sich in allen übrigen Beziehungen als ein architektonisches Quodlibet darstellte. Es gab Tore und Türen in den verschiedensten Formen und Größen. Eine imposante Freitreppe führte zu einem so engen und niedrigen Türchen, das man nicht aufrecht passieren konnte; man war gezwungen, zu kriechen. Und vor einem hohen, breiten, weitgeöffneten Tore lag eine alte, schmale, wackelige, hölzerne Treppenstiege, der eine ganze Anzahl von Stufen abhanden gekommen waren. Es gab Eingänge ganz zur ebenen Erde und aber auch solche, die man nur per Leiter erreichen konnte.

In so ganz verschiedener Höhe lagen auch die Fenster, bei denen die Ungleichheit noch viel größer als bei den Türen war. Keines befand sich in gleicher Höhe mit dem anderen. Neben breiten, hohen Saal- oder Kirchenfenstern gab es kleine, arme Gucklöcher, in die kein Mensch den Kopf zu stecken vermochte. Hier war eines vollständig unbeschützt, dort ein

anderes mit einem so starken Laden versehen, als ob man sich vor ganzen Räuberbanden zu fürchten habe. Man denke sich hierzu die ebenso unregelmäßig und verworren angebrachten, oft ganz schief gehenden Haupt-, Brüstungs-, Gurt-, Kämpfer- und Sockelgesimse, die Eckarmierungen und Lisenen, die „Säulen- und Pilasterstellungen“, zwischen denen es keine einzige verbindende Idee gab, so kann man sich wohl schwerlich darüber wundern, dass der Fremde, von welchem Tifl mir erzählte, dieses Bauwerk hässlich genannt hatte. Ein anderer hätte es wohl gar als lächerlich bezeichnet, was doch noch schlimmer als nur hässlich ist!

Und das Dach, oder vielmehr die Dächer? Denn ein einheitliches Dach, das gab es nicht. Ich sah zwei einander nahestehende, sehr hohe Abteilungen, welche noch gar nicht ausgebaut waren, von ihnen eingeeengt aber, kaum einige Meter breit, ein winziges Parterregelass, dessen nadeldünne Turmspitze zwischen den beiden anderen hoch empor und weit über sie hinausragte. Tief unten eine Zwiebelkuppel, hoch oben über ihr ein Schindeldach! Daneben ein mit Ziegeln gedeckter Balkenreiter! An dem einen Ende ein runder Quaderturm, stolz für die Ewigkeit gebaut, und doch schon fast in sich zusammengestürzt, weil auf die allerschwächste Stelle der Unterlage gesetzt. An dem anderen ein hagerer, schiefer Campanile, auch noch nicht fertig, weil er beim Weiterführen unbedingt eingestürzt wäre, denn man hatte ihn zwar absichtlich schief gebaut, aber den Schwerpunkt falsch berechnet.



Wer war der Architekt, der dieses Unikum ersann? Oder hat ein solches Quodlibet gar nicht in seiner Absicht gelegen? Hat er keinen Plan, keine Zeichnung hinterlassen? Hat er keine Weisungen gegeben? Kein einziges Wort über die Aufgaben gesagt, die er den Arbeitern zu stellen hatte? Sollte es nicht eine Wohnung für viele unter einem einzigen Dache werden? Wo sind die hin, welche anfangen, und dann die, welche aufhörten, hier zu bauen? Warum steht das ganze Gebäudekonglomerat jetzt leer? Warum haben nicht einmal die Dschamikun sich entschlossen, es zu bewohnen? Befürchten sie, dass es zusammenbrechen werde? Oder ist ihnen ihr auf Gottes ebenem Boden und am klaren Wasser liegender Duar lieber als die fremdartige, untrauliche Baute, die wie die Bergeszellen am Dschebel Qarantel bei Jericho nur unfreiwilligen Anachoreten zur Wohnung dienen konnte? –

Aus: Im Reiche des silbernen Löwen III. Freiburg 1902.

*Der Ustad, geistlicher Führer des Stammes der Dschamikun, führt mit Kara Ben Nemsí ein philosophisches Nachtgespräch. Dort entwickelt er die Schreckensvision eines ‚Paradieses‘ der Scheinreligiosität und des konfessionellen Haders.*

## Besuch im ‚Paradies‘

Ich kam auf meinem Pferde Imtíchat vom Dschebel Dín herab in ebenliegendes Menschenland. Da kehrte ich ein und erfuhr, das hier der Weg zum nahen Paradiese sei. Ich ließ mir diesen Weg zeigen und folgte ihm. Die Leute, welche mir begegneten, schienen alle sehr fromm zu sein. Sie hielten die Hände gefaltet und schlugen die Augen ganz anders auf, als man für gewöhnlich tut. Bewohnte Zelte und Häuser gab es gar nicht mehr, dafür aber lauter Gebäude, welche Allah geweiht waren, wenn auch unter anderen Namen. Ich sah Moscheen neben hochfensterigen Bauten, an denen Türme standen, indische Tempel und chinesische Pagoden, malayische Götterhäuser und amerikanische Medizinzelte, hottentottische Götzenhütten und die in die Erde gegrabenen Andachtslöcher der Australen. Viele, viele Menschen strömten vor mir her. Sie alle wollten in den Himmel. Aber fast ebenso viele kamen traurig zurück, weil sie nicht hineingedurft hatten. Ich fragte sie, warum, und erfuhr, dass sie nicht im Besitze von Erlaubnisscheinen gewesen seien. Da ritt ich weiter. Das Gewühl wurde immer größer, bis ich das Tor des Himmels vor mir sah. Da hielt die Menge an, weil sich quer über den Weg das Chabl el Milal spannte. Ich war nicht da, um schon jetzt in den Himmel zu kommen und dort zu bleiben,

## Die Ahnengalerie



... vom Schlossherrn auch in die Ahnengalerie geführt.

*In dem utopischen Landstrich Ki-Tsching, auch Shen-Kuo, das heilige Land genannt, hat der mit der Chinesin Yin (Güte) verheiratete englische Lord Sir John Raffley eine Neuschöpfung des heimatlichen ‚Raffley Castle‘ errichtet. Bei einer Besichtigung des Gebäudes werden der Erzähler und der Governor, ein Onkel John Raffleys, vom Schlossherrn auch in die Ahnengalerie geführt.*

Das soeben erwähnte Mittagessen fand ohne die Schlossherrin statt. Sie wurde von John damit entschuldigt, dass sie von einer Arbeit festgehalten werde, welche ganz unbedingt sofort noch zu vollenden sei. Was für eine Arbeit er meinte, das sahen wir nach Tische, als er uns im Castle herumführte, um uns die Räume desselben zu zeigen. Wir waren dabei alle beteiligt, außer Waller, welcher bei unserer Ankunft für einige Minuten aufgewacht und dann aber wieder eingeschlafen war. Doch, wenn ich sage, dass John Raffley uns geführt habe, so ist das eigentlich nicht ganz richtig, denn der, welcher voranging, um alle Türen zu öffnen und uns, bevor er dies tat, stets sagte, was für einen Raum wir nun zu sehen bekommen würden, das war nicht der Neffe, sondern sein Onkel, der Governor. Es machte diesem nämlich ein herzliches Vergnügen, uns zu beweisen, dass das hiesige Schloss, wenigstens betreffs der Räume und ihrer Bestimmung, dem heimatlichen vollständig gleiche. Wenn er uns sagte, was nun für eine Stube kommen werde, und es stimmte, so war er stolz, es schon vorher gewusst zu haben. So auch,

als er sich bemühte, eine hohe, dunkle Tür zu öffnen, in deren Schloss ein altertümlicher, pistolengroßer Hohl Schlüssel steckte.

„Das ist der Hauptraum unsers ganzen Schlosses,“ sagte er, das „unser“ für ganz selbstverständlich haltend, „nämlich der Ahnensaal. Daheim ist er schon so voller Bilder, dass man ihn nun wird vergrößern müssen; hier aber bin ich selbst im höchsten Grade neugierig, was man an die Wände gezeichnet haben wird. Wir befinden uns zwar im klassischen Lande des Ahnenkultes, aber man kann in China doch unmöglich wissen, wie so ein alter, längst verstorbener Englishman, ein echter, toter Raffley auszusehen hat!“

„Oh!“ widersprach sein Neffe. Da klirrte das Schloss, und die Tür ging auf. Da hingen sie, alle, alle, genau dieselben und auch genau so groß wie drüben in der Heimat, freilich nicht in Oel und Farbe, sondern nur in schwarzer Kreide, die Lichter weiß gegeben. Und auf dem langen Mitteltisch lagen die Blitzphotographien, welche John aus England mitgebracht hatte, um seine Ahnen von chinesischen Künstlern nach ihnen zeichnen zu lassen. Die Maler des „Reiches der Mitte“ sind bekanntlich grad in Beziehung auf die Genauigkeit des Kopierens unvergleichlich.

Der Governor war zunächst ganz still vor Erstaunen. Er ging von Bild zu Bild und sagte nichts, schüttelte nur immer den Kopf. Aber als er an dem letzten kam, ganz hinten, oder auch ganz vorn, wie man es nehmen wollte, da ließ er einen lauten Ruf

der Ueberraschung hören, so dass wir hingingen, wo er eben stand. Es war sein eigenes, und zwar sehr wohlgetroffenes Bild! Eine schmale, hohe Leiter, deren Sprossen gepolstert waren, lehnte in der Nähe. Indem der „uncle“ auf diese Leiter deutete, sagte er: „Ich begreife! Dieses mein Porträt war fertig bis auf das Gesicht. Man musste da warten, bis ich kam und Yin mich sah. Ich merkte es ihr an, als ich zum ersten Male mit ihr sprach. Sie studierte mein Gesicht, jeden einzelnen Zug besonders. Ich erinnerte mich hieran erst dann, als ich hörte, dass sie male. Dann bist du mit ihr sofort hierher geritten, dass sie das Porträt vollende. Als wir vorhin aßen, war sie noch nicht ganz fertig. Darum fehlte sie. Habe ich recht, lieber John?“

„Nein, lieber Onkel - - und doch auch ja!“ antwortete der Gefragte. „Dieses dein Konterfei ist schon längst fertig, auch nach einer Photographie gemacht. Aber ein anderes war zu vollenden, ganz ebenso nach einem Photo von dir angelegt, und zwar von der eigenen Hand des von dir so gefürchteten ‚Gespenstes‘, dem du nicht einmal - - -“

„Schweig, schweig!“ unterbrach ihn der Alte, über das ganze Gesicht hin errötend. „Blamiere mich nicht! Ich bitte ihr das noch ganz besonders ab.“

„Tue es! Du hast ihr nur dieses eine Gespenst abzubitten - - dich; ich aber leider alle, alle, die hier hängen. Und sie verzeiht sie mir, diese Schatten, diese Schemen in schwarzer Kreide, von denen keiner, keiner etwas von ihr wissen wollte. Sie, die immer Gute, die herrlichste Tochter unserer großen ‚Shen‘, hat sogar

noch mehr getan. Schau sie doch an, diese einst Fleisch gewesen, irdischen Phantome! Da hängen sie im Tode. Sind sie denn wirklich das gewesen, was du hier abgebildet siehst? Dann gib dir Mühe, stolz auf sie zu sein; ich aber, ich verzichte! Das sind die Larven, welche wir daheim verehren, die Masken, die wir uns vormachen lassen, weil wir zu dumm, zu albern sind, sie zu durchschauen und die Wahrheit zu entdecken. Auch ich war so ein Tropf, der an Skelette, an Gerippe glaubte, bis Yin in diese Leichenkammer trat und meine Hand ergriff, um mir zu zeigen, dass die Toten leben. Sie mag auch dir es zeigen. Oeffne!“

„Oeffnen? Wen, was?“

„Dich selbst!“

„Mich? Mich selbst?“

„Natürlich! Wer seine eigene Larve durchschauen und dann sich selbst kennenlernen will, der muss zu erfahren suchen, was hinter ihr steckt.“

Er deutete nach dem Bild. Der Richtung seiner Hand folgend, bemerkten wir am Rahmen eine Klinke und auf der andern Seite zwei Angeln. Das Bild war eine Tür. Da öffnete der Governor. Eine Fülle von Licht flutete zu uns in den düsteren Raum herein. Er trat hinaus. Wir folgten ihm. Was sahen wir da? Wo befanden wir uns?

In ganz genau demselben Saale mit ganz genau denselben Bildern. Kein einziges fehlte. Aber die Zwischenräume waren nicht Wand, sondern Fensterscheiben, durch welche der Glanz des



lichten Tages trat. Auch diese Bilder waren von schwarzer Kreide, doch hatten sie keine Gesichter, sondern nur Köpfe - Totenköpfe. Auch den langen Mitternachtstisch sahen wir, doch nicht mit den Blitzphotographien, sondern es lag das uralte, berühmte Ming-Tsching (Buch des Lebens) darauf, aufgeschlagen, und in großer, weithin sichtbarer Schrift war da zu lesen: „Sie legen die Kleider ab, dann kommen sie!“ Und an diesem Tisch saß Ki, der Himmlische, der die Kraft des niemals endenden Lebens bedeutet, und winkte nach der Tür, die in der vorderen Ecke hinunter nach der Gruft der Familie führte. Da stand John Raffley, um diesem Winke zu gehorchen, er öffnete sie. Und nun strömten sie hervor, dem Lichte entgegen, sie alle, die ihre Kleider, die Leiber, da unten abgelegt hatten. Teils jubelnd, jauchzend, teils still, wortlos vor lauter Seligkeit; einige aber auch zagend, zögernd, als ob sie dieser Auferstehung, an die sie nie geglaubt hatten, ganz unmöglich sogleich vollen Glauben schenken könnten. Sie quollen aus der Gruft und aus der Treppenöffnung heraus und eilten durch den Saal, mit dankenden Gebärden an Ki, dem Himmlischen, vorüber, um durch die offene Tür zu verschwinden, die auf der andern Seite hinaus in den Garten und dann in das Leben führte.

Welch eine unbeschreiblich packende, beinahe überwältigende Szene! Welche Freude, welches Entzücken, welche Wonne in jedem Zug der Gesichter! Und sonderbar: das waren nicht mehr Gesichtszüge von sterblichen Personen; das waren nicht mehr die scharfen Linien und die festgezeichneten Konturen, welche die

Körperlichkeit mit sich bringt; und doch besaß jeder und jede dieser Verwandten die größte Aehnlichkeit mit dem korrespondierenden Bilde im ersten Ahnensaale! Es gab unter ihnen nur einen einzigen, der nicht hinaus nach der Freiheit strebte, denn er hatte ja die Gruft noch gar nicht kennengelernt. Er gehörte als ein Raffley zwar zu ihnen, aber er war noch nicht „gestorben“ gewesen; er zählte noch zu den „Lebenden“. Er stand von fern und schaute zu, mit ehrerbietigem Staunen, mit seliger Verwunderung. Ihm war, als ob er träume. Aber wohin sah er? Auf die jubelnden Seelen seiner Ahnen oder auf Ki, der die Kraft des Lebens ist? Man konnte das nicht sagen, denn in seinen weit geöffneten Augen fehlten noch die hellen Punkte, durch welche der Blick die Beseelung und Richtung erhält, und Yin, die Meisterin, hob soeben, als wir eintraten, die Hand mit dem Pinsel, um ihnen dieses Licht zu verleihen. Also das war die Arbeit, wegen deren Vollen- dung sie abgehalten gewesen war, bei Tafel zu erscheinen!

Wäre ich ein Künstler, so würde ich jetzt meine Feder so recht voll von Tinte nehmen, um dieses unvergleichliche Kunstwerk unserer Yin mit den besten Ausdrücken der Begeisterung zu beschreiben und sodann die Künstlerin auch selbst dazu. Denn ich fühle es sehr deutlich, dass ich sogar die Pflicht habe, die schöne Herrin von Raffley-Castle bis auf das kleinste Kräuselhärchen im Nacken genau zu schildern. Aber ich bin leider kein Künstler und habe also zu schweigen. Zu meiner Rechtfertigung möge dienen: Ich besitze nicht einmal den nötigen Verstand, den Begriff „Kunst“ definieren zu können, und bin

auch weder so weise noch so klug, mir zu sagen: Ja, das ist ja eben die Kunst, dass man nichts von der Kunst versteht!

Aber eines will ich doch sagen: Wir waren alle still. Niemand sprach. Kein einziger fand einen hörbaren Ausdruck für das, was er empfand. Wie von derselben Kraft ergriffen, welche diese Seelen aus der Gruft emporzog und durch den Saal der Totenköpfe schnell hinaus in das helle Leben leitete, so ging ich von Figur zu Figur bis hin zur klarsten Seele an der Tür und dann noch weiter, in den Garten, bis an den äußersten Rand desselben, wo eine starke Mauerbrüstung vor dem Sturz in große Tiefe schützte. Da stehe ich - - ich, ich, der arme Teufel, im hohen Marmorschlosse, bei Leuten, die ihre Ahnen alle aufgeschrieben hatten und ihre Millionen nach Hunderten zählen konnten. Dazu die höchsten Gottesgaben, die es auf Erden gibt: Talent und gar Genie! Und vor mir dieses schöne Land, welches ich überblicken kann auf viele Meilen hin! Von diesem Schlosse aus geht Segen drüber hin, gespendet von so reichen, reichen Händen. Wer bin dagegen ich, und was? Das kleine Deutschland gegen Großbritannien, wie der Governor wahrscheinlich sagen würde!

Da hörte ich leichte Schritte, welche sich mir näherten, und drehte mich um. Da stand sie vor mir, Yin! Sie schaute mich an und sagte nichts dazu. Ich habe niemals wieder solchen Blick gesehen. Er tat mir weh.

Aus: Und Friede auf Erden! Freiburg 1904.

## Editorische Notiz

Die in dieser Anthologie enthaltenen May-Texte folgen jeweils der ersten Buchveröffentlichung. Dabei erheben die Textfassungen keinen philologischen Anspruch. Soweit das äußere Bild der Erstfassungen für den Leser unserer Zeit ungewohnt angemutet hätte, erfolgte eine Modernisierung. Dies betrifft insbesondere extrem überholte Schreibweisen wie „Thor“, „nöhthige“, „compacte“, „ächte“. In diesem Sinne wurde auch die Verwendung von „ß“ und „ss“ den aktuellen Rechtschreibregeln angepasst. Um die eigene ‚Atmosphäre‘ der ersten Buchveröffentlichungen erlebbar zu machen, wurden jedoch manche Eigenheiten in Orthographie und Interpunktion belassen. Im Hinblick auf den Anspruch dieser Publikation, ein ästhetisch anspruchsvolles ‚Märchenbuch für Erwachsene‘ zu sein, wurden die Originalfußnoten Karl Mays nicht übernommen. Dort, wo diese zum Verständnis des Textes erforderlich sind, wurden die entsprechenden Erläuterungen in Klammern hinter den erklärungsbedürftigen Begriff gesetzt.

## Originaltitel der Fotografien von Timm Stütz

10	Gosautal, Österreich 1994
12	Erinnerung an den 13. Februar, Dresden 2012
18	Aymara, Titicaca, Peru 2008
22	Felsengrab, Peru 2008
26	Fronleichnam, Krakau 2016
30	Taverne, Krakau 2016
34	Maca, Colca Canyon, Peru 2008
38	Machu Picchu 2008
43	Allerheiligen, Stettin 1981
50	Der Papst spricht, Stettin 1987
54	el condor pasa, Peru 2008
62	Sixtinische Madonna, Dresden 2013
70	Abflug vom Kasprowy, Polen 2006
75	Taquile, Titicaca, Peru 2008
76	Berlin 1989
82	Krakau 2016
86	Saqsaywaman, Peru 2008
87	Machu Picchu 2008
90	Islas Ballestas, Peru 2008
95	Raqchi, Viracocha Tempel, Peru 2008
98	Machu Picchu 2008
110	Vulkan Misti, Peru 2008
114	Landebahn der Außerirdischen, Nazca, Peru 2008
124	Taquile, Titicaca, Peru 2008
128	Nazca, Peru 2008
134	Katowice 2007
140	Vatikan 2013
149	Fantastische Fotografie 1989
152	Weichselinsel 1987
157	Zebrowski-Ausstellung, Stettin 2016
162	Englar in Eppan, Südtirol 2006
169	St.Prokulus, Fresko, Südtirol 2006
172	Hardangerfjord 2002
178	Matterhorn im Riffelsee 2005
182	Das Heilige Urubambatal, Peru 2008
185	Aymara, Taquile, Titicaca, Peru 2008
188	Der Darß 1996
Umschlagfoto	Das Heilige Urubambatal, Peru 2008



Hartmut Wörner (\* 1962 Sindelfingen) ist Verwaltungsjurist im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg und Karl-May-Forscher. Er ist seit 1977 Mitglied der Karl-May-Gesellschaft und hat viele Aufsätze zu Karl May in Publikationen der KMG veröffentlicht. Seit dem 3. Oktober 2015 ist er Geschäftsführer der KMG. Er veröffentlichte 2015 eine Monographie zu Karl May und Hermann Hesse und gab 2017 die May-Anthologie ‚Das Ross der Himmelsphantasie‘ beim Karl-May-Verlag heraus.

Timm Stütz (\*1938 Dresden) ist freischaffender Fotograf, Publizist und Übersetzer. Seit 1983 Mitglied der Stettiner Fotografischen Gesellschaft und deren mehrfacher Präses. Erhielt 1993 den Titel Artiste und 2001 Excellence der Fédération Internationale de l'Art Photographique. Seit 2002 Mitglied im Polnischen Foto-Künstler-Verband. 2003 Ehrenmitglied der Stettiner Fotografischen Gesellschaft. Gab über zwei Dutzend vorwiegend Foto-Publikationen heraus, zuletzt das Album ‚Zeesenboote - braune Segel pommerscher Boote‘ bei Walkowska Stettin, das Tagebuch ‚Gute Nacht Polen‘, das Album ‚Peru.fotografie.legenden.tagebücher‘ sowie den Essay-Band ‚Helene.späte erzählungen.frühe gedichte‘ beim Engelsdorfer Verlag.